

Maß und Wert

Geld ist real. Es liegt auf Konten, fehlt auf anderen, begrenzt Möglichkeiten. Wer es nicht hat, kann kein Material kaufen, keine Arbeitskraft bezahlen, kein Haus bauen lassen. Das ist keine Theorie, sondern Alltag.

Dennoch ist Geld etwas Merkwürdiges. Denn bei aller physischen Wirkung ist es selbst kein Stoff. Kein Ziegel. Kein Holz. Kein Können. Es ist nicht das, woraus etwas entsteht, sondern das, womit wir es berechnen.

Wenn wir sagen: „Wir können das nicht bauen, weil wir kein Geld haben“, ist das für den Einzelnen richtig. Aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Was tatsächlich fehlt, ist ein Maß, das entscheidet, wer worauf zugreifen darf. Hier beginnt die Verschiebung. Vom Konkreten ins Abstrakte. Vom Tun zum Zählen.

Geld ist dieses Maß. Nicht weil es etwas herstellt, sondern weil es Ordnung schafft. Für das Individuum soll es darüber hinaus ein Signal sein: Wer viel verdient, hat viel beigetragen. In der Praxis stimmt das nur sehr unvollkommen. Menschen, die körperlich, emotional und verlässlich arbeiten, können von ihrem Einkommen oft kaum leben. Andere, deren Tätigkeit sich in Entscheidungen und Koordination erschöpft, verdienen ein Vielfaches. Und es gibt Vermögen, denen keine eigene Leistung vorausgegangen ist. Spätestens hier zerbricht die Gleichung von Geld und Beitrag.

Was dabei entsteht, ist nicht nur eine gesellschaftliche Frage. Es ist auch eine psychologische. Wer viel arbeitet und wenig verdient, beginnt zu zweifeln – nicht an seiner Leistung, sondern an ihrem Wert. Wer viel verdient, ohne sich sichtbar anzustrengen, lernt schnell, den Widerspruch nicht mehr zu erklären, sondern zu normalisieren. Geld wird damit nicht nur zum Maß, sondern zum Spiegel. Spiegel, die verzerren, hinterlassen Zerrbilder.

Gesellschaftlich halten wir dennoch an einer einfachen Geschichte fest: dass Einkommen Beitrag abbildet, dass Unterschiede erklärbar und damit gerechtfertigt sind. Diese Erzählung stabilisiert Ordnung. Aber sie verkürzt Wirklichkeit. Und je größer die Abweichung zwischen Maß und Erfahrung, desto größer wird das Bedürfnis, das Maß zu verteidigen – nicht weil es stimmt, sondern weil Alternativen verunsichern würden.

Geld hilft, Leistungen vergleichbar zu machen. Es ordnet, verteilt, ermöglicht Zugriff. Aber es taugt schlecht dazu, Bedeutung zu klären. Wo Maß zur Begründung wird statt zur Beschreibung, verengt sich der Blick. Aus Orientierung wird Rechtfertigung. Aus einem Instrument eine Wahrheit.

Vielleicht braucht es deshalb nicht neue Maße, sondern mehr Bewusstsein für ihre Grenzen. Nicht um Geld geringzuschätzen. Sondern um es wieder einzuordnen, was es ist: ein Instrument. Kein Urteil.